

Didier Eribon

Eine Arbeiterin

Leben, Alter und Sterben



Suhrkamp

SV

Didier Eribon

Eine Arbeiterin

Leben, Alter und Sterben

Aus dem Französischen von Sonja Finck

Suhrkamp

Für G., wen sonst

Erste Auflage 2024

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

© 2023 Didier Eribon

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel

Vie, vieillesse et mort d'une femme du peuple

bei Flammarion (Paris).

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43175-7

www.suhrkamp.de

I

Am Ende bin ich also nur zwei Mal in Fismes gewesen. Und dies zu einer Zeit, als ich noch dachte, dass dieser dreißig Kilometer nordwestlich von Reims gelegene Ort mit seinen paar tausend Einwohnern über Monate oder sogar Jahre hinweg einer der Bezugspunkte meines Lebens sein würde.

Damals nahm ich mir vor, irgendwann das Rathaus zu besichtigen, das 1912 errichtet, wenig später im Ersten Weltkrieg fast vollständig zerstört und in den zwanziger Jahren im selben Stil der Spätrenaissance wiederaufgebaut worden war. Ich würde hinter diesem merkwürdig imposanten Gebäude durch eine halb dörfliche, halb städtische Kulisse spazieren, würde den Markplatz mit seinen Geschäften und hohen Häusern überqueren, von denen manche stolz die gleichen Art-déco-Fassaden zur Schau stellten wie die Häuser im Zentrum von Reims, in derselben Epoche und unter denselben Umständen erbaut worden waren. Ich malte mir aus, wie ich den Zeitungsladen betrat, in dem man auch Bücher, Schreibwaren und Geschenkartikel kaufen konnte und in dessen Schaufenster in einem heillosen Durcheinander die jüngsten Bände der in der Bibliothèque de la Pléiade erschienenen Faulkner-Gesamtausgabe standen, ein Pappaufsteller von Gallimard, auf dem eine Neuerscheinung beworben wurde, sowie zahlreiche Selbsthilfebücher, Reise- und Restaurantführer, Landkarten und Unterhaltungsromane, die mit ihren grellen Covern den Blick auf sich zogen; wie ich dort vielleicht für meine Mutter eine Illustrierte oder die Regionalzeitung kaufen und mich dann während ihres Mittagsschlafs für ein, zwei Stunden in das Café gegen-

übersetzen würde, um darin zu blättern, bevor ich das Buch las, das ich dabei hatte. Ich stellte mir vor, wie ich den Straßen folgte, die recht bald und übergangslos zu Landstraßen wurden; wie ich zu Fuß zum Pont de Fismette ging, weil ich bei meinen Recherchen zur Ortsgeschichte und -geografie gelesen hatte, dass die Brücke 1918 bei schweren Kämpfen zwischen den deutschen Truppen und einem Bataillon der US-Streitkräfte zerstört worden war, Mann gegen Mann mit Bajonetten und sogar Flammenwerfern, mit erschreckend hohen Opferzahlen auf beiden Seiten. 1928 hatte der Bundesstaat Pennsylvania eine neue Brücke mit zwei großen Statuen auf Säulen gestiftet, als Denkmal – eines von vielen in der Region – für die Opfer dieses mörderischen Wahns. Unvorstellbar, dass dieser heute so ruhige, friedliche Ort, an dem an diesen beiden Sommernachmittagen eine nahezu vollkommene Stille herrschte, nur hin und wieder unterbrochen vom Motorengeräusch eines Autos, Lkws oder Traktors, ein Jahrhundert zuvor Schauplatz einer solchen Entfesselung von Lärm und Wut, Gewalt und Grauen gewesen war, über Jahre hinweg, bis zu den letzten Monaten, letzten Tagen, letzten Stunden eines Gemetzels, das der große Jean Jaurès vergeblich zu verhindern versucht hatte, bevor er seine Hellsichtigkeit und sein mutiges Engagement mit dem Leben bezahlte. Die Gedenkbrücke wurde ihrerseits beim deutschen Einmarsch 1940 zerstört und in den fünfziger Jahren identisch wiederaufgebaut. Ich musste mir dieses Monument, das auf Fotos gleichzeitig sehr schön und sehr traurig wirkt, unbedingt einmal ansehen. Ob historische Dokumente oder Bücher existierten, die einen Überblick über die Geschichte dieses großen Dorfs und der umliegenden Orte gaben? Beim nächsten Mal würde ich mich im Zeitungsladen danach erkundigen.

All diese Pläne blieben Träumereien. In gewisser Hinsicht ist Fismes für mich nur ein Name. Ein flüchtiger Ort in meinen Gedanken. Ich habe es bereits gesagt: Ich bin nur zwei Mal dort gewesen. An zwei aufeinanderfolgenden Tagen. Es war im August. Damals glaubte ich, ich würde von nun an regelmäßig hinfahren, um meine Mutter zu besuchen, nachdem meine Brüder und ich endlich einen Platz in einem Pflegeheim für sie gefunden hatten. Wir hielten es für die einzige Lösung. Wir sprachen bereits seit einer ganzen Weile davon. Anfangs war es um ein kleines Apartment gegangen, in dem Flügel eines Seniorenheims, in dem alte Menschen lebten, die ihre Selbstständigkeit und Mobilität noch nicht eingebüßt hatten. Meine Mutter willigte ein. Einer meiner Brüder begleitete sie, damit sie das Heim besichtigen und entscheiden konnte, ob es ihr zusagte, nachdem der für die Einrichtung zuständige Arzt sein Einverständnis gegeben hatte. Das Heim lag am Rand eines noch unfertigen Neubaugebiets neben dem großen alten Dorf Bezannes mit seiner wunderschönen romanischen Kirche aus dem 11. Jahrhundert in der Ortsmitte. Kurz zuvor war hier mitten auf dem Feld ein neuer TGV-Bahnhof entstanden, als regionaler Haltepunkt für alle Schnellzüge, die von Paris-Est aus nach Straßburg oder Luxemburg fuhren. Das Altenheim und die wenigen anderen Gebäude, die man in seiner Umgebung aus dem Boden gestampft hatte, waren modern, aber sie lagen abseits und bildeten – zumindest damals – eine kalte, unmenschliche Kulisse (wie aus einem Film von Jacques Tati). Meine Mutter weigerte sich: »Da will ich nicht hin!«, was mich nicht überraschte.

Mein Bruder war wütend. Er hatte sich um den Papierkram gekümmert, fehlende Dokumente besorgt, stapelweise Formulare ausgefüllt (bevor man es nicht selbst erlebt, hat man keine Vorstellung, mit wie viel Bürokratie so ein

Umzug ins Altenheim verbunden ist) und war mit meiner Mutter zur Besichtigung gefahren. Ich wandte ein, dass sie diejenige war, die dort leben müsse, und es deshalb ihre Entscheidung sei.

Zwei Jahre später änderte meine Mutter ihre Meinung. Jetzt war sie einverstanden mit dem Umzug, den sie zuvor abgelehnt hatte. Doch so einfach war das nicht: Erst musste der Arzt wieder sein Einverständnis geben. Er merkte gleich, dass ihr Zustand sich stark verschlechtert hatte und dass sie, trotz ihrer verzweifelten Bemühungen, ihn vom Gegenteil zu überzeugen – sie versuchte krampfhaft, den absurden Aufforderungen meines Bruders zu folgen –, nur noch mit Mühe gehen konnte. Diesmal war der Arzt derjenige, der ablehnte. Und damit meine Mutter im anderen Teil des Seniorenheims unterkommen konnte, dem für Menschen mit eingeschränkter Mobilität, waren nicht nur weitere bürokratische Schritte nötig, sondern es musste auch ein freies Zimmer geben. Es gab keins. Wir redeten nicht mehr davon. Oder besser gesagt, wir redeten ständig davon, beschäftigten uns ständig damit, ohne zu einer Entscheidung zu kommen. Dabei ging es nicht anders! Was war die Alternative? Meine Mutter konnte das Haus nicht mehr verlassen und sich nur noch mit großen Schwierigkeiten durch die Wohnung bewegen. Schon mehrmals war sie nachts auf dem Weg zur Toilette oder morgens in der Dusche gestürzt. Von Mal zu Mal wurde es schlimmer.

An einem Sonntag war ich auf dem Weg zu ihr und rief sie nach meiner Ankunft am Bahnhof an. Sie ging nicht dran. Im Bus auf dem Weg nach Tinquex, der an Reims angrenzenden Kleinstadt, in der sie damals lebte, versuchte ich es erneut. Vor dem vergitterten Tor, hinter dem schön gestaltete, fast neue Mietshäuser mit Sozialwohnungen um einen Hof gruppiert waren, klingelte ich an der Gegensprechanlage. Wieder keine Antwort. Irgendwann machte mir ein

Nachbar auf. Ich stieg die Treppen hoch zu ihrer Wohnung im dritten Stock und klingelte an der Tür. Ich hörte sie rufen: »Ja, fünf Minuten!«, aber sie machte mir nicht auf. Ich rief durch die Tür: »Mach auf! Was ist los? Ist alles in Ordnung?« Sie antwortete immer wieder, mit seltsamer Stimme: »Ja, ja, fünf Minuten.« Irgendwann sagte ich: »Wenn du nicht aufmachst, rufe ich die Feuerwehr.« – »Fünf Minuten.« Nach einer halben Stunde verständigte ich die Feuerwehr. Die Tür war abgesperrt, der Schlüssel steckte von innen im Schloss. Die Feuerwehrleute konnten die Tür nicht aufbrechen: zu schwer, zu massiv. Sie hätten den Rahmen aus der Wand schlagen müssen. Daraufhin fuhren sie die Drehleiter an der Außenwand aus und verschafften sich Zugang zur Wohnung, indem sie die Scheibe der Balkontür einschlugen. Dann öffneten sie mir von innen. Meine Mutter lag auf dem Boden. Sie war gestürzt und nicht wieder hochgekommen. Als ich geklingelt hatte, war sie in den Flur gerobbt, aber es war ihr nicht gelungen, sich aufzurichten oder hinzuknien, um den Schlüssel im Schloss zu drehen. Sie war nackt. Ich wandte den Blick ab: Die eigene Mutter nackt zu sehen, die eigene *alte* Mutter nackt zu sehen, war schon unangenehm genug, aber sie nackt auf dem Boden liegen zu sehen, mit verwirrtem Blick, als wäre sie nicht ganz da, war nahezu unerträglich. Ich lief ins Schlafzimmer, holte ein Kleidungsstück und gab es einem der Feuerwehrmänner, der sie zudeckte.

Ich rief den Hausarzt meiner Mutter an. Die Feuerwehrleute betteten sie aufs Sofa, und nach einigen Formalitäten – wenn ich mich richtig erinnere, musste ich eine Art Einsatzprotokoll unterschreiben – verließen sie die Wohnung. Der Arzt traf zwei Stunden später ein, nach seiner Sprechstunde. Er rief den Rettungsdienst und ließ meine Mutter ins Krankenhaus bringen. Sie hatte zu lange auf dem Boden gelegen, er erklärte mir, dies könne Herz-Kreislauf-Probleme nach

sich ziehen und zu einer Verschlechterung des Allgemeinzustands führen. Ich übernachtete in einem Hotel in Reims, um sie am nächsten Tag zu besuchen. Sie verbrachte vierzehn Tage im Krankenhaus: Die Untersuchungen ergaben, dass sie eine massive Entzündung im Körper hatte, die behandelt werden musste. Nach der Entlassung kehrte meine Mutter in ihre Wohnung zurück. Die Szene wiederholte sich regelmäßig: Sie stürzte nachts oder frühmorgens und blieb hilflos liegen. Die Altenpflegerin, die mittlerweile jeden Tag kam, um ihr Spritzen zu geben und sich zu vergewissern, dass sie ihre Medikamente nahm – sie hatte einen Schlüssel –, fand sie Stunden später auf dem Boden und rief die Feuerwehr, weil sie es nicht schaffte, meiner Mutter aufzuhelfen. Dies passierte so oft, dass die Feuerwehrleute irgendwann sagten, derartige Einsätze gehörten nicht zu ihrem Aufgabengebiet und beim nächsten Mal würden sie uns eine Rechnung stellen. Ich erfuhr, dass es dafür sogar einen Namen gab: »Aufstehhilfe nach Sturz«, zu einem Pauschalpreis. Das soll keine Ironie sein, keine Kritik. Im Gegenteil, ich bewundere die Einsatzbereitschaft und Effizienz der Feuerwehrleute. Aber so konnte es nicht weitergehen.

Also begannen meine Brüder mit der Suche nach einem anderen Heim. Einem, das meine Mutter mit ihrer eingeschränkten Mobilität aufnahm; in das sie in absehbarer Zeit einziehen könnte; mit dem sie einverstanden wäre; und, kein unwesentlicher Aspekt, einem Heim, das nicht zu teuer war. Das waren sehr viele Bedingungen. Zuvor hatte meine Mutter davon geträumt, in die Nähe von Rochefort im Südwesten Frankreichs zu ziehen, wo mein jüngster Bruder mit Frau und zwei Kindern lebt, da meine Mutter ihre Enkel sehr liebte. Ich scherzte: »Du willst also eine Demoiselle von Rochefort werden!« Ich weiß nicht, ob sie den Film *Les demoiselles de Rochefort* von Jacques Demy gesehen

hatte, aber den Titel hatte sie sicher schon einmal gehört. Auch das berühmte Lied, das Catherine Deneuve und Françoise Dorléac im Film singen (beziehungsweise mimisch darstellen, denn die Gesangsszenen sind synchronisiert), kannte sie bestimmt: »Nous sommes deux sœurs jumelles, nées sous le signe des Gémeaux ...« Meine Mutter lachte: »Du kannst so albern sein!« Man muss sagen, dass die Idee bei meinem Bruder auf keine große Begeisterung gestoßen war und er ihr zu verstehen gegeben hatte, dass seine Arbeit ihn voll in Anspruch nahm und er keine Zeit hätte, sie zu besuchen, geschweige denn, sich um sie zu kümmern. Und was die Enkel anging, hatte meine Mutter sich Illusionen über ihre Zuneigung gemacht: Für die Kinder war ein Besuch bei der Oma eine lästige Pflicht, zu der sie sich nur selten überreden ließen. Das alles wurde nicht in dieser Härte gesagt, aber irgendwann war die Idee vom Tisch.

Mein großer Bruder, der mit seiner Lebensgefährtin in Belgien in der Nähe von Charleroi wohnt, schlug meiner Mutter vor, zu ihnen zu ziehen. Das wollte sie auf keinen Fall: In dem Haus war es zu unruhig – die Söhne und Töchter der Lebensgefährtin kamen ständig mit ihren Kindern vorbei, es gab mehrere Hunde, also viel Trubel, viel zu viel Trubel ... Sie würde es nicht ertragen, in solch einem Lärm zu leben. Außerdem war sie schon mehrmals dort zu Besuch gewesen und fand die Gegend trist. »Potthässlich ist es da«, erklärte sie mir, neben den persönlicheren Argumenten. Ich übersetzte: Es hatte sie große Anstrengung gekostet, aus den ärmeren Wohngebieten und Arbeitervierteln, in denen sie lange gelebt hatte, wegzukommen, da wollte sie nicht zurück in eine »Zechensiedlung«, wie es sie überall in der Wallonie und in Nordfrankreich am Rand der Städte gibt, nicht zurück zu den dicht an dicht stehenden Reihenhäusern, die alle gleich aussahen und in denen heutzutage die prekarierten Bevölkerungsschichten leben

und früher die Bergleute und Fabrikarbeiter wohnten. Zola hat diese Siedlungen zum unvergesslichen Schauplatz seines Romans *Germinal* gemacht.

Ich schlug meiner Mutter vor, im Großraum Paris nach einem Heim für sie zu suchen. Sie wollte nichts davon wissen. Offenbar hatte sie die Idee mit Rochefort längst vergessen, denn sie brachte ein so seltsames wie unwiderlegbares Argument vor: »Ich bin in Reims zu Hause.« Ich versuchte es weiter: »Wenn du in Paris oder einem Vorort wohnen würdest, könnte ich dich öfter besuchen.« Ich malte mir die Situation bereits aus. Nicht weit von meiner Wohnung gibt es ein Seniorenheim, dessen schmutzig weiße Fassade dringend gestrichen werden müsste, dessen Foyer aber von außen sehr einladend wirkt. Oft beobachte ich an der Straßenecke eine Szene, die sich bei schönem Wetter fast jeden Tag zu wiederholen scheint: Ein sehr alter Mensch, fast immer eine Frau, hat an einem der Tische vor dem Café Platz genommen, ein Gehstock lehnt an dem Stuhl, und gegenüber sitzt ein Mann oder eine Frau aus der nachfolgenden Generation, vermutlich der Sohn oder die Tochter. Man kann sich denken, wer die beiden sind. Eine Bewohnerin des Altenheims, die sich noch fortbewegen kann, und sei es nur ein paar Dutzend Meter, hat das Gebäude in Begleitung eines ihrer Kinder verlassen, um einen Saft oder Tee zu trinken und sich ein wenig zu sonnen. Und genauso würde ich dann mit meiner Mutter nachmittags vor diesem Café sitzen oder vor einem ähnlichen in einem anderen Stadtteil, nachdem ich sie besucht und ihr vorgeschlagen hätte, ein paar Schritte zu gehen, damit sie das schöne Wetter genießen konnte und für kurze Zeit noch einmal mit der Außenwelt und der Betriebsamkeit der Stadt in Kontakt kam.

Meine Mutter blieb stur: »Ich bin in Reims zu Hause.« Fürchtete sie, in Paris noch einsamer zu sein als in Reims,

abgeschnitten von den wenigen Bekannten und Verwandten, die sie noch hatte, nachdem so viele um sie herum gestorben waren und sie sich mit anderen zerstritten hatte, vor allem mit den Schwestern meines Vaters, denen sie in einem ihrer berüchtigten Wutanfälle schreckliche Dinge an den Kopf geworfen hatte, woraufhin diese den Kontakt abgebrochen hatten? In Wahrheit war sie unsterblich verliebt und fand den Gedanken unerträglich, den Mann, für den sie so rettungslos, so obsessiv schwärmte, nicht mehr wiederzusehen (darauf werde ich später noch einmal zurückkommen). Wenn sie schon nicht bei ihren Enkeln in Rochefort sein konnte, wollte sie zumindest in der Nähe des Mannes bleiben, der sie in den letzten Jahren glücklich gemacht hatte. Ohnehin erwiesen sich die Dinge in Paris als kompliziert, denn nach einigen Erkundigungen stellte sich heraus, dass die Wartelisten lang waren und die Preise abschreckend hoch: Sie lagen deutlich über den finanziellen Möglichkeiten meiner Mutter und auch deutlich über unseren kollektiven finanziellen Möglichkeiten. Vielleicht hätte ich in einem Vorort von Paris ein preiswerteres Heim finden können, aber da meine Mutter nicht aus ihrer Region weg wollte, war es sinnlos, systematisch danach zu suchen. Folglich blieb nur Reims oder die nähere Umgebung. Im Zentrum von Reims sah es schlecht aus: Die Plätze waren rar, erzählte mir mein Bruder nach mehreren Versuchen, und die Wartezeiten lang, zwei bis drei Jahre. Also blieb nur Fismes, das EHPAD in Fismes. Ein umgebautes, restauriertes ehemaliges Krankenhaus, vorne ein hübsches altes Gebäude mit einer Fassade aus Sand- und Backsteinen, überragt von einem kleinen Glockenturm, dahinter erst kurz zuvor fertiggestellte moderne Neubauten mit Innenhöfen und Rasenflächen.

EHPAD ist die Abkürzung für *Établissement pour l'hébergement des personnes âgées dépendantes*, Einrichtung zur Unterbringung hilfsbedürftiger alter Menschen. Ein

Pflegeheim also. Meine Mutter war mit Sicherheit ein »hilfsbedürftiger alter Mensch«. Mittlerweile erforderte ihr Gesundheitszustand eine Betreuung rund um die Uhr.

Ich hatte meiner Mutter versprochen, dass ich an ihrem ersten Tag im Heim da sein würde. Um nach Fismes zu gelangen, musste ich zunächst den Zug von Paris nach Reims nehmen: Ich habe kein Auto, nicht einmal einen Führerschein, was, wie ich immer wieder feststelle, unter Pariser Schwulen ein verbreitetes Phänomen ist. »Die gleichen Ursachen haben die gleichen Wirkungen«, machte sich eine Freundin früher über die Tatsache lustig, dass keiner der Schwulen in ihrer Bekanntschaft Auto fahren konnte. Mit dem TGV war die Fahrt nicht lang: fünfundvierzig Minuten. Als ich nach Paris gezogen war, dauerte sie noch viel länger, andert-halb Stunden, dafür hatte man mehr vor der Landschaft, von den berühmten Weinbergen der Champagne und den malerischen Dörfern. Da die Regionalzüge Sommerpause hatten, nahm ich einen Bus des regionalen Verkehrsverbunds, der von Reims nach Soissons fuhr und unterwegs mehrere Zwischenhalte einlegte, unter anderem in Fismes; dort war ich vor dem Altersheim, in dem meine Mutter von nun an leben würde, mit einem meiner (jüngeren) Brüder, der ein Auto gemietet hatte, und mit meiner Mutter verabredet.

Ich traf vor ihnen ein und wartete eine Viertelstunde. Als der Mietwagen mit meinem Bruder am Steuer durchs Tor fuhr und vor dem Empfangsbüro zum Halten kam, ließ meine Mutter das Fenster herunter, um mich zu begrüßen: Sie weinte. Verzweiflung hatte sie gepackt. Zwischen zwei Schluchzern konnte sie kaum sprechen. Mein Herz zog sich zusammen. Was taten wir ihr an?

Mein Bruder hatte alles, was meine Mutter brauchte oder

behalten wollte, in das Auto geladen: neben ihrer Kleidung natürlich den Fernseher mit dem DVD-Player, das Radio mit dem CD-Player, ein paar Bücher und stapelweise Illustrierte, zwei Umzugskartons voller Fotos und ein paar Bilderrahmen mit Reproduktionen von Gemälden, die wir an den Wänden aufhängen wollten ... Unsere Mutter sollte sich heimisch fühlen, denn, wie wir ihr im Laufe des Tages immer wieder sagten, hier wohnte sie jetzt, das war jetzt ihr »Zuhause«, wogegen sie resigniert protestierte: »Nein, das wird nie mein Zuhause sein«, dann: »Nein, das ist nicht mein Zuhause«, bevor sie es leid war, dass wir sie scheinbar nicht verstanden, und sagte: »Ja, ja, ich weiß, aber es ist nicht dasselbe.«

Zwei Pflegekräfte halfen meiner Mutter in einen Rollstuhl und schoben sie in ihr Zimmer, das sie, genau wie wir, zum ersten Mal zu Gesicht bekam. Unser jüngster Bruder, der aus Rochefort, hatte das Heim zuvor besichtigt. Er hatte es für gut befunden. Die Heimleitung hatte gesagt, es werde sicher einige Monate dauern, bis ein Zimmer »frei« wird. Das kam uns lang vor, und wir verschwendeten keinen Gedanken daran, was eine kürzere Zeitspanne bedeutet hätte: dass ein anderer Mensch starb. Wenigstens würde unsere Mutter so die Möglichkeit haben, sich auf die radikale Veränderung in ihrem Leben vorzubereiten. Doch dann bekam mein Bruder bereits nach wenigen Wochen einen Anruf: Ein Zimmer war früher als erwartet »frei« geworden. Wenn wir es haben wollten, mussten wir sofort zusagen. Schließlich waren wir nicht die einzige Familie auf der Warteliste, bei Weitem nicht! Von da an ging alles sehr schnell.

Meine Mutter fühlte sich nicht bereit für den großen Schritt. Wäre das einige Monate später anders gewesen? Ich bin mir nicht sicher. Erst sagte sie, sie habe es sich anders überlegt und wolle nicht mehr von zu Hause weg. Das war

ein Reflex, eine Panikreaktion auf diese unmögliche, aber notwendige Entscheidung, die ihr mindestens genauso schwerfiel wie uns. Was antwortete man auf so etwas? Natürlich sollte sie das selbst entscheiden. Aber eine Lösung musste her: Sie konnte nicht mehr allein leben. Die Diskussion begann von vorn. »Du musst vernünftig sein, es geht nicht anders«, beharrte ich, als bringe es etwas, mit Vernunft gegen ihre beklemmende Angst zu argumentieren, die alles andere als irrational war. Sie antwortete: »Ich weiß, aber versteh doch ...«

Oh ja! Ich verstand. Ich verstand sogar sehr gut. Aber wir mussten »vernünftig« sein. Nach einer Weile gab meine Mutter klein bei: »Du hast recht, ich muss vernünftig sein.«

Diese furchtbaren Sätze, mit denen man sich der Macht der Umstände unterwirft, verfolgen mich bis heute. Mir fiel ein, wie fieberhaft ich während meines Philosophiestudiums Descartes gelesen hatte und mit welcher Heftigkeit ich, geprägt vom Marxismus meiner Jugend, seinen moralischen Stoizismus abgelehnt hatte, weil er für mich eine Negierung jedes politischen Denkens und Handelns darstellte. Ich fand das Buch mühelos in meinem Regal, neben den anderen Werken Descartes', mit unzähligen Notizen und Unterstreichungen, so auch an folgender Stelle, einer der bekanntesten Passagen aus *Discours de la méthode*:

Mein dritter Grundsatz war, stets bemüht zu sein, eher mich zu besiegen als das Schicksal, eher meine Wünsche als die Ordnung der Welt zu verändern und mich überhaupt an den Glauben zu gewöhnen, dass nichts als unsere Gedanken ganz in unserer Macht sei, sodass, nachdem wir unser Bestes hinsichtlich der Dinge außerhalb von uns getan haben, alles, was uns zum Gelingen fehlt, in Hinsicht auf uns völlig unmöglich ist.